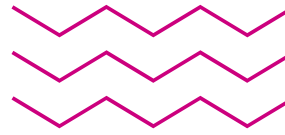
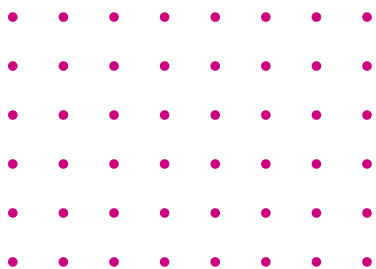


Dr. phil. Elena Winter
Grunewaldstr. 21
10823 Berlin
Tel.: 0175 / 33 56 61 2
E-Mail: mail@elenawinter.de



Arbeitsproben

- „Wir werden alle sterben, aber der Weg bis dahin ist gestaltbar“ - Interview mit dem Klavierkabarettisten Bodo Wartke, Magazin Galore
- „Lebenslänglich Karneval“ - Porträt über den Karnevalswagenbauer Jacques Tilly, Magazin Königsallee
- „Ich kann nur authentisch sein, wenn ich weiß, wer ich bin“ - Interview mit dem Motivationspsychologen Oliver Schultheiss, Magazin Human Resources Manager
- Podcast-Moderation für Cohausz & Florack – Patent- und Rechtsanwälte
- Charakter-Entwicklung für mein Romanprojekt „So der Sohn“



» Wir werden alle sterben, aber der Weg bis dahin ist gestaltbar.«

09. Oktober 2019, Berlin. Morgens in einem Café in Kreuzberg. Bodo Wartke hat schlecht geschlafen. Das sei vor Interviewterminen häufiger der Fall, sagt er. Angespannt sei er da manchmal. Vor Auftritten dagegen kaum. »Lampenfieber kenne ich nicht«, so der Klavierkavarettist. Und schon sind wir mitten im Thema: Es geht um seine Musik und die Zeitlosigkeit von Sophokles, um das Scheitern und das Problem der Skeptiker. Wartke wirkt konzentriert und nimmt sich Zeit für seine Antworten. Es arbeitet in ihm, ab und zu kommt er auf bereits angesprochene Themen zurück, zu denen ihm noch etwas eingefallen ist. Er spricht, wie er singt: mal unterhaltsam, mal nachdenklich, gerne mal um die Ecke gedacht.

INTERVIEW: ELENA WINTER | FOTOS: ALENA SCHMICK



H

err Wartke, fühlen Sie sich uneingeschränkt wohl auf der Bühne?

Auf jeden Fall. Die Bühne ist für mich Komfortzone. Ich finde es ganz wichtig, dass dort auch Fehler passieren dürfen, denn diese machen einen Auftritt ja erst lebendig. Mein Schauspiellehrer, bei dem ich vor Jahren in Paris Unterricht genommen habe, hat immer gesagt: »Schlechtsein ist der Normalzustand.« Das muss man erst einmal zulassen. Wer das aber nicht tut, bekommt zwangsläufig Lampenfieber – das ja für nichts weiter steht als für die Angst vorm Scheitern. Und ich finde, diese Angst ist gerade in Deutschland weit verbreitet.

Warum ist das so?

Was fehlt, ist eine gute Fehlerkultur. Dabei scheitern wir doch oft genug, ob im Alltag oder auf der Bühne. Wir könnten diese Kultur also häufig einüben. Aber sobald ich mich fürs Scheitern verurteile, nehme ich mir alle Freiheiten. Bezogen auf die Bühne nehme ich dem Publikum die Möglichkeit, mitzufühlen und Nähe zu empfinden. Denn Fehler machen wir ja alle. Manche dieser Fehler erlauben es mir sogar, eine Komik daraus zu entwickeln. Im Kontakt mit dem Publikum baue ich manchmal neue Texte in meine Lieder ein und spinne einen Gedanken weiter, der aus einem Fehler resultierte. Wenn es sich dann auch noch reimt, umso besser. Dann haben wir alle eine gute Zeit zusammen.

Sind die Situationskomik und der unmittelbare Kontakt zum Publikum Gründe dafür, dass man Sie eher live als bei Fernsehausschnitten erlebt?

Ja, Fernsehen ist etwas völlig anderes. Da gibt es feste Abläufe und wenig Raum für Improvisation. Die besten Momente in der Interaktion zwischen Künstler und Publikum sind den Menschen vorm Bildschirm nur schwer zu vermitteln. Schon früh wusste ich daher, dass Fernsehen nicht mein Medium ist. Ich habe mich immer schon als Live-Künstler gesehen. Ich liebe es, in Gesichter zu schauen, wenn ich am Klaviersitz. Dann spiele ich gleich ganz anders, als wenn ich es ohne Publikum tue. Das ist echte Kommunikation: Wir reagieren mit- und aufeinander, so entstehen wiederum neue Impulse. Das ist ganz ähnlich wie beim Tanzen, vor allem beim Swing-Tanzen, was ich sehr mag. Auch hier zeigt sich, wie man selbst ist und wie zwei miteinander sind.

Ganz am Anfang, wenn Ihre Lieder entstehen, sind Sie ja aber zunächst ganz allein mit sich und dem Klavier. Wie gehen Sie dabei vor?

Oft ist zuerst der Text da, zum Beispiel ein bestimmter Satz, eine kurze Sequenz, die an sich schon einen Rhythmus oder eine bestimmte Intonation mit sich trägt. Das kennt man aus dem Alltag. Mein Lied »Ja, Schatz!« ist ein gutes Beispiel. Da ist die Musik schon da, wenn man es ausspricht: »Jaaa, Schatz!« Ein langer, hoher, gefolgt von einem kürzeren, tieferen Ton. Solche Sätze lausche ich dem Leben ab. Selbstverständlich hat aber nicht jeder Text Musikcharakter.

Die Sätze und die Ideen kommen dazu, wenn meine Antennen auf Empfang gestellt sind. Das kann ich aber leider nicht planen, ich kann mich nicht morgens ans Klavier setzen und darauf warten. Wenn die Reime dann doch purzeln, ist das sehr erhebend, dann geht es mir so gut wie sonst nie. Wenn ich dem Stück quasi dabei zusehen kann, wie es sich von selber schreibt.

Warum sind Ihnen Reime so wichtig?

Reime musikalisieren unsere Sprache. Ich muss manchmal sehr tief graben, um Reime zu finden, die die gewünschte Aussage unterstreichen und gleichzeitig originell sind. Das gelingt mir aber meistens. Sag mir, was du sagen willst, und ich Sorge dafür, dass es sich reimt! (lacht)

Inzwischen gibt es Software, die Lieder komponieren kann. Sind Sie bald arbeitslos?

Glaube ich nicht, denn mir ist völlig unverständlich, was der Reiz daran sein soll.

Na ja, die Technik wird kreativ tätig – finden Sie das nicht spannend?

Technik besitzt aber keine Seele. Ich höre bei jedem Klavierton, ob es sich um ein klassisches Klavier oder um ein E-Piano handelt – ob also mit einem Hammer eine Saite angeschlagen oder einfach nur auf »Play« gedrückt wird. Musik ist für mich immer mit einem guten Instrument verbunden und mit einem Menschen, der dieses Instrument zu bedienen versteht. Das kann keine Software übernehmen. Wenn wir Technik nutzen, um ein Lied zu komponieren, hat das für mich etwas mit Funktionalität zu tun. (überlegt) Wir nutzen Maschinen als Hilfsmittel, um uns vor dem Scheitern zu bewahren – da haben wir es wieder! Maschinen können aber nicht positiv scheitern! Nicht in dem Sinne, wie ich es vorhin beschrieben habe. Denn wenn eine Maschine etwas nicht hinbekommt, dann stoppt der Prozess.

Mit einer Fehlermeldung.

Genau. Unabhängig davon geht es bei der Musik selbstverständlich auch um Originalität und Qualität: Nehmen Sie einen Komponisten wie Mozart, er benutzt naheliegende Akkorde, auf die man auch selbst hätte kommen können, setzt dann aber zum Beispiel die Septime in den Bass. Darauf muss man erst einmal kommen! Gute Komponistinnen und Komponisten tun also das, was vorher noch niemand getan hat. Und sie machen es auf ihre ganz eigene unverkennbare Weise – eben mit Seele und Lebendigkeit. Da kann jede Software einpacken!

»Stell dir vor, wir Menschen würden von nun an nur noch Dinge tun, die wir wirklich gerne tun!«

Davon singen Sie in einem Ihrer Lieder.

Auf das Lied »Das falsche Pferd« werde ich häufig angesprochen. Mir haben schon Menschen erzählt, dass es ihnen einen wichtigen Impuls gegeben habe, ihr Leben komplett zu überdenken und zu ändern. Das berührt mich sehr.

Was braucht es, damit man der Begeisterung nachgeht?



»Sobald ich mich fürs Scheitern verurteile, nehme ich mir alle Freiheiten.«

Vor allem Zuversicht. Wir rechnen häufig nicht damit, dass Dinge klappen. Kurioserweise leben wir aber in einem Land, in dem vieles sehr wohl klappt. Wir nehmen es aber als ganz selbstverständlich hin. Wir haben frisches Trinkwasser, wir haben zu essen, wir kommen mit dem Auto oder dem Zug schnell in eine andere Stadt. Oder nehmen wir als Beispiel die sogenannte Flüchtlingskrise. Da frage ich mich: Welche Krise? Wenn es ein Land gibt, das damit umgehen kann, dass mehr Menschen herkommen, dann ja wohl dieses! Und ich glaube nicht, dass es deswegen irgendwem akut schlechter geht. Diese mangelnde Zuversicht bremst unsere Gestaltungskraft aus. Und der Glaube, dass etwas nicht so recht klappen kann, tritt überall auf. Auch im Privaten oder im Beruf. Ich denke aber, dass Dinge nur gelingen können, wenn wir auch die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass sie wirklich gelingen könnten. Klingt eigentlich simpel, ist aber ganz entscheidend. Sicher braucht es hierfür die Erfahrung, dass etwas mal tatsächlich klappt. Aber dazu muss ich mich der Sache eben stellen und es mal drauf ankommen lassen.

Um diese Zuversicht zu entwickeln, welche Rolle haben dabei andere Menschen in Ihrem Leben gespielt?

Der österreichische Liedermacher Georg Kreisler ist ein großes Vorbild für mich. Sein Wortwitz, seine Reimkunst und seine Musik beeindruckten mich sehr. Er hat mir immer gezeigt, dass Qualität möglich ist.

Durch ihn habe ich gelernt, dass es sich lohnt, sich für jeden Reim anzustrengen. Reinhard Mey bewundere ich sehr. Vor allem berühren mich seine Menschlichkeit und Aufrichtigkeit, die er in seinen Liedern transportiert. Auch mein Klavierlehrer hat mich natürlich geprägt und begeistert. Er war ein sehr humorvoller Mann, er hatte ein ungeheures Verständnis und auch eine große Liebe zur Musik. Die hat er an mich weitergegeben.

Und Ihre Freude am Spiel mit den Worten, wann ging es damit los?

Ich war zehn, da habe ich angefangen, Gedichte zu verfassen. Mit meiner Patentante habe ich mir damals Briefe hin und her geschrieben. Sie hat mir kleine Gedichte geschickt, und ich hatte den Ehrgeiz, ihr in Reimen zu antworten. Bald ging es darum: Wer findet die originellsten Reime? Und wer die meisten, nicht nur am Ende, sondern auch innerhalb eines Verses? Das war eine Art Wettbewerb.

Wann und wodurch war Ihnen klar, dass Sie Künstler werden würden?

Früher war ich eher der Typ Streber: relativ gut in der Schule, Brillenträger. Ich war ein Lauch, wie man heute sagt. Und das haben mich einige in meiner Klasse auch spüren lassen. Einmal kam ich zu spät in den Konfirmationsunterricht. Alle Augen waren auf mich gerichtet, und ich habe gefragt: »Darf ich noch mitspielen?« Da haben alle gelacht – und ich habe gemerkt: Mit Humor kriege ich sie. Mein Talent

»Mangelnde Zuversicht bremst unsere Gestaltungskraft aus.«

GEORG KREISLER

Für alle Pianisten mit Hang zu unterhaltsamen, komischen und zugleich hintersinnig-ernsten Liedern ist Georg Kreisler das große Vorbild. Geboren wurde er in Wien, seine jüdische Familie musste 1938 vor den Nazis in die USA flüchten, 1955 kehrte er nach Österreich zurück – blieb aber amerikanischer Staatsbürger. Mit Liedern wie »Tauben vergiften im Park«, »Der Tod, das muss ein Wiener sein« oder »Als der Zirkus in Flammen stand« vermischte er schwarzen Humor, Surrealismus und seine politische Überzeugung: Kreisler war leidenschaftlicher Anarchist.

habe ich also eher aus der Not und aus einer Abwehrhaltung heraus entwickelt. Einfach um klarzukommen mit mir selbst und mit meinem Umfeld. Und: Mit Humor bekam ich Situationen häufig in den Griff. Mit Humor konnte ich sie gestalten. Das war eine wichtige Erfahrung. **Nach dem Abi haben Sie aber zunächst in Berlin Physik studiert.**

Ja, kaum zu glauben, dass ich mal ernsthaft vorhatte, Physiker zu werden! Ich habe aber schnell gemerkt: Das ist es nicht. 1996 habe ich dann beim Wettbewerb »Schüler machen Lieder« gewonnen, das hat mich sehr ermutigt. Ich habe mich dann an der damaligen Hochschule der Künste für Musik auf Lehramt eingeschrieben. Und während des Studiums habe ich die »Scheinbar« für mich entdeckt, die existiert noch heute, ein kleines, aber recht bekanntes Kleinkunsttheater in Berlin-Schöneberg. Hier gibt es das »Open Stage Variété«. Jeder künstlerisch ambitionierte Mensch, der will, kann sich sieben Minuten lang auf die Bühne stellen und seine Songs ausprobieren. Das habe ich damals getan und hatte direkt großen Spaß daran. Kurz darauf durfte ich eine Variété-Show im Chamäleon-Theater moderieren und musikalisch begleiten. So ging das los. (überlegt) Wenn ich es so erzähle, wundere ich mich selbst, wie einfach der Start für mich war. Kurze Zeit später konnte ich mit der Musik schon meine Miete bezahlen.

Ihre Eltern sind Ärzte, was haben sie gesagt, als Sie von der Physik zur Musik wechselten?

Sie fanden es ganz nett, dass ihr Sohn Klavier spielt. Aber das Dasein als Künstler war ihnen total fremd. Ich glaube, es besaß sogar etwas Anrüchiges und Unseriöses für sie. Eine Zeit lang haben sie auch versucht, mich fürs Medizinstudium zu begeistern und mir das mit der Musik auszureden. Ich habe aber bald verstanden, dass ihre Reaktion nichts über mich aussagte, sondern über sie selbst. Beide Eltern waren damals sehr skeptisch.

Sie gingen vom Nichtgelingen aus.

Ja.

Nagt das an einem, wenn die Eltern skeptisch auf die eigenen Pläne reagieren?

Ich war schon traurig, als ich erkannt habe, dass meine Eltern nicht richtig an mich glaubten. Anfangs zumindest war das so. Aber es gab andere Menschen, die mich bestärkt haben. Meine Mitstudierenden zum Beispiel und befreundete Künstlerinnen und Künstler, die ich in Berlin kennengelernt habe. Es gab Menschen, die haben Sätze gesagt, dir mir bis heute im Kopf geblieben sind. Ganz banale Sachen. Mein Mathelehrer zum Beispiel meinte, als es damals um meine Studien- und Berufswahl ging: »Lassen Sie sich Zeit, gucken Sie einfach

mal, was Ihnen gefällt!« Das hat mich unheimlich beruhigt, weil der Satz mir gezeigt hat, dass ich alle Freiheiten habe. Später haben dann auch meine Eltern angefangen, zu respektieren und zu schätzen, was ich tue. Aber, ja, die Anfangsphase war schwer.

In welchen Momenten sind Sie besonders glücklich mit dem, was Sie als Künstler tun?

Es gibt Lieder von mir, die skurrile Alltäglichkeiten zum Inhalt haben und mit denen ich die Leute zum Lachen bringe. Das ist schon mal eine tolle Erfahrung. Aber besonders glücklich bin ich, wenn es mir gelingt, mich auszudrücken, und ich darüber hinaus feststelle, dass ich andere erreiche, denen es ähnlich geht.

Gibt es dafür ein Beispiel?

Vor sieben Jahren habe ich ein Lied über meine Schwester geschrieben, Christine. Sie ist im Säuglingsalter gestorben, als ich drei Jahre alt war. Lange Zeit hatte ich behauptet, ich sei Einzelkind, wenn ich gefragt wurde, ob ich Geschwister habe. Irgendwann aber wurde mir klar: Das stimmt nicht, du hattest ja mal eine Schwester! Dieser Gedanke hat mich sehr getröstet und dafür gesorgt, dass ich mich nicht mehr allein gefühlt habe. Nun konnte ich auf meine Weise um sie trauern – auch indem ich das Lied über sie geschrieben habe. Viele Menschen haben mich seitdem darauf angesprochen, weil sie eine ähnliche Erfahrung gemacht haben.

Ist Ihre Musik für Sie auch ein selbsttherapeutischer Akt?

In vielen Fällen ist sie das, ja. Liebeskummer kann man damit auch wunderbar heilen. Etlliche Stücke habe ich geschrieben, weil ich eine gescheiterte Beziehung irgendwie verarbeiten musste. Durchs Schreiben werden manche Probleme zwar nicht unbedingt kleiner, aber immerhin ist dabei am Ende dann ein guter Song herausgekommen. Das ist ja auch schon was!

Sie beschäftigen sich in Ihren Liedern auch mit gesellschaftlichen Themen wie religiösem Fanatismus oder mit dem Klima- und Umweltschutz. Inwiefern sehen Sie es als eine Aufgabe von Künstlern, Stellung zu beziehen und sich einzumischen?

Ich finde, jede Künstlerin und jeder Künstler sollte selbst entscheiden, ob und inwieweit sie oder er sich das zur Aufgabe macht. Was wir in diesem Bereich aber sehr wohl haben, ist das Potenzial: Durch unsere Bekanntheit können wir viele Menschen packen. Und das oft auf einer emotionalen und damit leichter zugänglichen Ebene. Dass ich das als Künstler tue, hat sich ergeben. Es hat sicher etwas damit zu tun, dass ich mittlerweile Vater bin. Da frage ich mich natürlich auch: Welche Welt möchte ich meinem Sohn hinterlassen? Auch dass ich mit

Anfang 40 in einem Alter bin, in dem vielleicht die Hälfte des Lebens schon vorbei ist, trägt dazu bei, dass ich mir manchmal etwas ernstere Gedanken mache als früher.

Neben der Musik spielen Sie Theater. Mit »König Ödipus« und »Antigone« haben Sie zusammen mit Ihrer Bühnenpartnerin Melanie Haupt die Tragödien von Sophokles in eine neue Form gebracht. Nach der Erfahrung aus meiner Schulzeit, aus der ich diese Stücke als trocken in Erinnerung habe, hätte ich gesagt: Das geht nicht!

So ging es uns doch allen in der Schule! Mich hat es im Deutschunterricht total gewurmt, dass diese Stücke so sperrig waren. Ich habe mich gefragt: Warum schreibt das keiner um? Und dann habe ich es halt selbst gemacht, habe den sperrigen antiken Stoff in eine klare, verständlichere Sprache gebracht habe. Und das hat erstaunlich gut funktioniert.

Was reizt Sie gerade an diesem Stoff?

Sophokles hat manche Dinge, die uns auch heute noch beschäftigen, glasklar auf den Punkt gebracht. Vieles, was er geschrieben hat, kann man geradezu als Querverweis auf unsere heutige Zeit lesen. Antigone zum Beispiel bestattet ihren aufrührerischen Bruder Polyneikes – und zwar gegen den Willen des Königs. Es geht also in dem Stück um ein hochaktuelles gesellschaftliches Thema: um den zivilen Ungehorsam. Ein Thema, das auch in unserem Grundgesetz verankert ist: das Recht zum Widerstand. Es wird in Artikel 20, Absatz 4 benannt und damit zu einem wichtigen Teil unserer freiheitlichen demokratischen Grundordnung gemacht. **Da sind wir bei der Frage, wie weit der Protest für mehr Klimaschutz gehen darf.**

Genau: Wie weit darf da der einzelne Mensch gehen, wenn er seine Interessen wahren und seine Verantwortung als Mitglied dieser Gesellschaft erfüllen will? Und wie weit darf der Staat gehen, wenn er Gesetze erlässt, die die Grundwerte der Menschen berühren? Das sind fundamentale Menschheitsfragen, auf die Sophokles damals schon eingegangen ist. Bei »Ödipus« tötet dieser ja unwissend seinen eigenen Vater. Später, als Belohnung dafür, dass er Theben von der Sphinx befreit, erhält er die Witwe des Königs – und damit seine eigene Mutter – zur Ehefrau. Bei dem Stück geht es im Kern um die Frage: Wie frei ist Ödipus eigentlich in seinen Entscheidungen? Und weitergedacht: Wie frei sind wir als Menschen in dem, was wir tun? Wenn ich mit meinem Stück an Schulen zu Gast bin, bin ich immer wieder beeindruckt, wie viele Jugendliche diese Frage umtreibt, insbesondere wenn sie kurz vorm Abi stehen.

Das kennen Sie ja auch noch von früher.

Genau. Ich diskutiere dann intensiv mit ihnen.



ZUR PERSON

Bodo Wartke (geboren am 21. Mai 1977 in Hamburg) brach sein Physikstudium in Berlin nach zwei Semestern ab und studierte stattdessen Musik auf Lehramt an der Universität der Künste (früher: Hochschule der Künste). In Berlin lebt er auch heute noch. Seine Lieder handeln von Liebeskummer und skurrilen Alltäglichkeiten, er selbst nennt seine Kunst »Klavierkabarett in Reimkultur«. Aber auch mit ernsten gesellschaftlichen Themen wie Klimaschutz und Fundamentalismus setzt er sich auseinander. Bodo Wartke ist regelmäßig mit seinen Programmen in Deutschland unterwegs. Anfang Februar ist sein sechstes Klavierkabarett-Programm »Wandelmut« gestartet, mit dem er den Rest des Jahres unterwegs sein wird.

Am Ende geht es oft um die Erkenntnis: Wir werden alle sterben, aber der Weg dorthin ist gestaltbar. Wir haben die Freiheit, uns zu entscheiden. Dieses Thema hat Sophokles umgetrieben. Und hier sind wir wieder bei einer der Kernfragen der menschlichen Existenz: Halten wir es für möglich, dass die Dinge klappen können? Und handeln wir auch danach? Ich komme immer wieder auf diese Aspekte zurück, sie scheinen mir sehr am Herzen zu liegen. **Wenn ich Sie so erzählen höre, wäre aus Ihnen vielleicht doch ein guter Lehrer geworden?** Das habe ich tatsächlich auch schon manchmal gedacht! (lacht) Die Themen, die ich mit den Sophokles-Stücken auf die Bühne bringe, hätte ich früher als Schüler selbst gern so präsentiert bekommen. Ein Freund von mir nennt das, was ich mit vielen meiner Stücke tue, »Bildung im Vorbeigehen«. Das trifft es vielleicht ganz gut. Ich kann also auch als Künstler etwas zur Bildung beitragen – und dabei gleichzeitig gut unterhalten. ☘



„LEBENSLÄNGLICH
KARNEVAL“

„Düsseldorf – gemeinsam jeck“ ist das Motto der Karnevalssession 2019. Wir haben mit dem Karnevalswagenbau-Künstler Jacques Tilly gesprochen: über sein Leben, seine Arbeit und über den Sinn von Satire. Welche Wagen er am Rosenmontag auf die Straße schickt, hat er uns traditionsgemäß nicht verraten.

Text: Elena Winter | Fotos: Andreas Endermann

Es ist 11:11 Uhr. Die ideale Uhrzeit für einen Interviewtermin mit dem Karnevalswagenbau-Künstler Jacques Tilly. Er wohnt in einem Altbau in Oberkassel, unter einem Dach mit der Familie: dem Vater, einem von zwei Brüdern, einem von zwei Söhnen und seiner Frau, der Filmemacherin Ricarda Hinz. Die Regale in Tillys Arbeitszimmer reichen bis unter die Decke und sind gefüllt mit dicken Bildbänden, Lexika und Zeitschriften. Seitenweise Wissen, das vom Schreibtisch, der in der Mitte des Raumes steht, leicht zu erreichen ist. „Im Moment lese ich viel über das britische Empire, auch um den Brexit besser zu verstehen“, sagt Tilly – und bietet uns statt English Tea „den guten Kaffee“ aus der Stempelkanne an.



2017 machte Jacques Tilly den Rechtspopulismus zum Thema seiner Karnevalswagen.

Wie sehr er sich mit politischen Themen und gesellschaftlichen Entwicklungen beschäftigt, sieht man nicht nur in seinem Büro, sondern auch an seinen satirischen Karnevalswagen, die jedes Jahr am Rosenmontag durch Düsseldorf fahren. Viele der schrillen Figuren haben schon weltweit für Schlagzeilen gesorgt. So schickte Tilly 2015 nach dem Anschlag auf Charlie Hebdo gleich vier Wagen durch die Stadt, die den islamistischen Terror thematisierten. Andere Karnevalsstädte waren da sehr viel vorsichtiger. 2000 wurde ein Wagen, der sich mit der damals unterlegenen Oberbürgermeisterkandidatin >>



Tillys Ideen entstehen meist in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch (oben) und inmitten von Büchern.



„MEINE ARBEIT IST IMMER EIN TANZ AUF DEM VULKAN“

Marlies Smeets auseinandersetzte, nach Protesten zurückgezogen. Seitdem hält Tilly seine politischen Wagen bis kurz vor Start des Rosenmontagszugs streng geheim. Ein bisschen schade für Journalisten, aber gut für die Narrenfreiheit: „Sie kommt aus der Tiefe der Geschichte: Einmal im Jahr ungestraft die Meinung sagen – das war vor Jahrhunderten für die Menschen noch ein echtes Privileg. Dieses Recht ist zumindest für uns heute selbstverständlich. Und an Karneval treiben wir es damit auf die Spitze!“, sagt er. Den Rechtspopulismus machte Tilly unter anderem 2017 zum Thema und ließ einen Wagen unter dem Motto „Blond ist das neue Braun“ auf die Straße: eine Darstellung von US-Präsident Trump in einer Reihe mit der Französin Marine Le Pen und dem Niederländer Geert Wilders – daneben ein erblondeter Adolf Hitler. Neben einem enormen Presseecho habe er daraufhin Hunderte Hassmails von Privatpersonen bekommen, lässt uns Tilly wissen. Mehr noch als bei anderen seiner provokanten Festwagen. Heftige Resonanz rechnet er in seine Arbeit wie selbstverständlich mit ein: „Satire ist Kritik – und die darf und soll auch wehtun“, sagt er. Allerdings, so bemerkt er, haben sich die Reaktionen auf seine Wagen in den letzten Jahren verschärft. „Die Themen radikalieren sich, barbarische Ansichten nehmen zu“, so Tilly. „Meine Arbeit ist immer ein Tanz auf dem Vulkan.“ Er versteht sie am ehesten als politische Aktionskunst.

Bis zu zwölf politische Wagen sind es an jedem Rosenmontagszug. Sie entstehen innerhalb von sechs Wochen und kurz vor der Hochphase des Karnevals in einer großen Wagenbauhalle in Bilk. Die Wagen werden in Leichtbauweise gefertigt, mithilfe eines dünnen Dachlattengerüsts, nassen Blumenpapiers, gekochten Leims und vieler Liebe zum Detail. Dabei unterstützt Tilly ein zehnköpfiges Team aus Bildhauern, Illustratoren und Malern. Direkt nach ihrem Auftritt am Rosenmontag werden die Kunstwerke wieder zerstört. „Sie sind nur für die jeweilige Saison gedacht“, so Tillys nüchterner Kommentar. Zu den politischen Wagen kommen jährlich elf Werbewagen für Brauereien, Autohersteller und andere Unternehmen und 15 Wagen für die Karnevalsvereine, inklusive des Prinzenpaarwagens. Außerdem Bühnendekorationen für den Prinzenball und weitere Sitzungen sowie unzählige Illustrationen. Neben dem Karneval fertigen Tilly und sein Team aber auch Plastiken für Messeauftritte, Diskotheken, Fernsehshows und andere Auf-



Die Demokratie wird zerfressen: einer von Tillys Rosenmontagswagen aus dem Jahr 2017.

tragsarbeiten. Seine bis zu vier Meter hohen Riesenblumen beispielsweise kamen als Kulisse schon bei „Wetten, dass ...?“ und auf verschiedenen Festveranstaltungen zum Einsatz.

Jacques Tillys Hauptstandbein aber ist und bleibt die fünfte Jahreszeit. „Für mich ist lebenslänglich Karneval“, sagt der 55-Jährige. „Schon als Kind war ich fasziniert davon. Unser ganzes Haus war dann immer mit Luftschlangen und Ballons geschmückt – eine tolle Atmosphäre!“ Aus einem alten Fotoalbum kramt er ein Bild für uns heraus. Tilly als Teufelchen verkleidet. „Da war ich vier Jahre alt. Ich stehe auf einer Aluleiter, um den Karnevalszug sehen zu können.“ „Ist das die Prinzessin?“, habe er seinen Vater immer gefragt, wenn sie dem Treiben vom Straßenrand aus zugeschaut haben. „Jede verkleidete Frau damals war für mich die Karnevalsprinzessin“, erinnert sich Tilly.

Als er später in Essen Kommunikationsdesign studierte, verdiente er sich mit dem Karnevalswagenbau immer etwas dazu. Großplastiken zu entwerfen – Figuren mit Charakter und einer Botschaft also –, das fand er schon zu Studienzeiten >>



Schon früh ganz jeck: der vierjährige Tilly als Teufelchen.



Tilly beim Illustrieren eines Entwurfs.

Hinter den Kulissen:
So entstehen Jacques Tillys
Großplastiken.



„EINMAL IM JAHR
UNGESTRAFT DIE
MEINUNG SAGEN –
DAS WAR VOR
JAHRHUNDERTEN
NOCH EIN ECHTES
PRIVILEG“

aufregend, sagt er. Aus dem Studentenjob wurde dann sein Beruf. Seit 1984 entwirft und baut er die politisch-satirischen Wagen für den Düsseldorfer Rosenmontagszug.

Wenn er heute in seinem Arbeitszimmer in Oberkassel sitzt, trägt er meist dicke Kopfhörer und hört elektronische Musik. „Stundenlang geht das so. Mit der Musik kann ich gut abtauchen und mich am besten konzentrieren“, verrät er. „Durch den Rhythmus komme ich in eine Art Meditationszustand. Dann wird mein Gehirn wie Hefeteig durchgeknetet. Das hilft, um auf gute Ideen zu kommen.“ Am Anfang falle ihm oft nur Durchschnittliches ein, das sei normal. „Dass eine Idee gut sein könnte, merke ich daran, dass ich selbst begeistert von ihr bin. Und dann zeige ich sie natürlich auch meiner Frau und meinem Team, und wir diskutieren darüber.“ Die Schwierigkeit bestehe meist darin, für ein abstraktes gesellschaftliches Thema eine passende Bildformel zu finden. Zum Beispiel ein Blatt mit der Aufschrift Demokratie, das von den Raupen „Erdogan“, „Trump“ und „Putin“ zerfressen wird – einer von Tillys Rosenmontagswagen aus dem Jahr 2017. „Das jeweilige Bild darf natürlich nicht zu simpel sein“, stellt er fest. „Gleichzeitig sollten aber auch Karnevalisten mit 1,5 Promille die Aussage noch verstehen.“

Und was macht jemand wie Jacques Tilly, wenn er die Kopfhörer abgelegt und Freizeit hat? „Den Zustand kenne ich kaum, meist bin ich rund um die Uhr mit meiner Arbeit beschäftigt. Wenn ich doch mal freie Zeit habe, verreise ich gern mit der Familie.“ Schnell zieht es ihn dann aber auch wieder zurück an seinen Schreibtisch – dann hat der Karneval wieder Hochsaison. •

www.grossplastiken.de

Der Rosenmontagszug findet in
diesem Jahr am 4. März statt.

I DÜSSEL DORF

Erdgas für unsere Stadt.

Stadtwerke
Düsseldorf

„Ich kann nur authentisch sein, wenn ich weiß, wer ich bin“

Authentisch zu sein, ist der Imperativ der Stunde. Der Motivationspsychologe **Oliver Schultheiss** erklärt, was dahintersteckt: viel Arbeit an sich selbst vor allem, das Erkennen der eigenen Bedürfnisse und das Ausbilden einer Identität.

Ein Interview von **ELENA WINTER**

Herr Professor Schultheiss, der Satz „Sei authentisch!“ ist heute im privaten, aber auch im beruflichen Kontext an der Tagesordnung.

Offenbar gilt es in unserer Gesellschaft als erstrebenswert, authentisch zu sein. Wie erklären Sie sich das?

Prof. Dr. Oliver Schultheiss: Authentizität wird oft mit Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in Verbindung gebracht und ist in unseren sozialen Beziehungen ein hohes Gut. Wer allzu authentisch ist, droht aber auch anzuecken, zum Beispiel, wenn er eine Meinung äußert, die andere nicht teilen. Dabei scheint oft die Gefahr zu bestehen, aus der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Die Angst davor kennen wir wohl alle, und wir sollten sie nicht unterschätzen. Es besteht also ein Spannungsfeld zwischen unserem Wunsch, gemocht zu werden und dazugehören, einerseits und unserem Bedürfnis nach Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit andererseits. Gerade in den sozialen Medien ist diese Dynamik sehr präsent. Bei der Forderung „Sei authentisch!“ geht es also genau darum: Wir wollen wissen, woran wir bei unserem Gegenüber sind, wir streben nach einem ehr-

lichen, unverstellten Umgang – auch mit uns selbst. Und gleichzeitig möchten wir ein Teil der Gemeinschaft sein und bleiben.

Das Wort „authentisch“ bedeutet seiner griechischen Herkunft nach „echt“ oder „zum Urheber einer Tat gehörend“. Wann fällt es uns besonders schwer, diese Echtheit an den Tag zu legen?

In vielen sozialen Kontexten kann es mitunter sehr schwierig sein, sich authentisch zu verhalten. Eine besondere Herausforderung sind Bühnensituationen: Hier bin ich extrem gefordert, da ich mich ja buchstäblich dem

Prof. Dr. Oliver Schultheiss

ist Motivationspsychologe und Inhaber des Lehrstuhls für *Allgemeine Psychologie* an der Universität Erlangen. Er befasst sich in seiner Forschung mit dem Begriff der motivationalen Kongruenz und somit der Frage, ob das Bild, das jemand von seinen eigenen motivationalen Bedürfnissen hat, auch seinen tatsächlichen Bedürfnissen entspricht.

Blick und damit auch dem Urteil anderer aussetze. Wer es hier schafft, einigermaßen echt und unverstellt zu agieren, hat meist jahrelange Übung und Erfahrung hinter sich und die natürliche Angst vor solchen Situationen zu weiten Teilen abgebaut. Wenn diese Angst hingegen sehr stark ausgeprägt ist und sich nur schwer abbauen lässt, kann sie zum Killer von Authentizität werden.

Man könnte aber doch gerade dann authentisch sein: eben, weil man seine Angst zeigt ...

Falls man das kann, ja! Die meisten Menschen verstecken sich und ihre Angst jedoch sehr gut. Zum Beispiel indem sie sich im Alltag permanent hinter ihrem Smartphone verschanzen. Das macht einen authentischen Zugang zu ihren Mitmenschen sehr schwer – ja, es sorgt in dynamischen sozialen Beziehungen sogar für eine gewisse Entfremdung.

Das alles lässt vermuten, dass Authentizität auch in irgendeiner Weise mit unserer Identität zusammenhängt. Ist das so?

Man neigt oft dazu, eine direkte Verbindung zu ziehen oder Authentizität



Foto: privat

tät gar mit Identität gleichzusetzen. Aber die Sache ist aus psychologischer Sicht etwas vertrackter. Wenn man zum Beispiel der Theorie des Psychoanalytikers Erik Erikson folgt, ist Identität etwas, das ich mir erst erarbeiten muss. Es ist also das Ergebnis einer intensiven Beschäftigung mit mir

selbst. Dabei geht es vor allem darum, sich von Gedanken wie: Was erwarten andere von mir? Wie wollen mich etwa meine Eltern, Freunde oder Arbeitskollegen sehen? Wer glaube ich, sein zu müssen? Es geht um die große Frage: Wer bin ich wirklich, in meinem tiefsten Inneren? Und um die beantwor-

ten zu können, muss ich mich ausprobieren und schauen, was zu mir passt und was meine Grundbedürfnisse sind – vorausgesetzt natürlich, ich habe die Freiheit, mir diese Gedanken überhaupt zu machen. Aus der Erkenntnis dieses Prozesses entsteht dann eine Form von echter Iden-

tität. Und die hat wiederum Auswirkungen auf meine Authentizität. Mit anderen Worten: Ich kann nur glaubhaft authentisch sein, wenn ich diese Persönlichkeitsentwicklung zu einem großen Teil durchlaufen habe, wenn ich also in etwa weiß, wer ich bin. Das eine bedingt das andere.

Angenommen, ich habe meine Grundbedürfnisse erkannt, habe meine Identität weitgehend gefunden und lebe sie authentisch aus: Könnte das nicht auch dazu führen, dass ich andere mit meinem Verhalten verletze? Ist es also ratsam, immer im Einklang mit der eigenen Identität zu handeln?

Diese ethische Seite ist tatsächlich ein wichtiger Punkt. Wenn ich zum Beispiel meine Meinung sehr unverhohlen äußere, damit aber mein Gegenüber vor den Kopf stoße, ist womöglich eine Grenze erreicht. Daraus folgt, dass zur Authentizität immer auch die Kunst des Zwischenmenschlichen gehört. Ich sollte also Wege finden, die Dinge zwar ehrlich, zugleich aber auch sensibel und empathisch genug zu kommunizieren. Etwa indem ich sage: „Ich kann mir vorstellen, dass dich das, was ich dazu denke, nun enttäuschen wird ...“. Das zeigt dem anderen, dass ich mich um die Beziehung bemühe und gleichzeitig authentisch bin – auch im Hinblick auf meine zwischenmenschliche Sensibilität. Authentizität ohne die entsprechenden Skills wird also im Sinne eines guten Miteinanders nicht funktionieren.

Es klingt danach, als sei Authentizität immer auch sehr situativ zu verstehen ...

So ist es. Je nachdem, wie ich mich in einem Gespräch oder in einer anderen Form der Interaktion einbringe, bin ich authentisch. Das mag mir mal besser, mal schlechter gelingen und hängt immer mit der jeweiligen Situation und mit den Menschen zusammen, die mich umgeben. Besonders deutlich wird es bei einem sehr starken Machtgefälle: Wenn es sich zum Beispiel um meinen Chef handelt, der noch dazu manchmal sehr unange-

nehm werden kann, bin ich im Umgang mit ihm sicher besonders vorsichtig. Dagegen würde ich mich einer guten Freundin gegenüber vermutlich sehr viel authentischer verhalten.

Wie steht es mit Bedürfnissen wie Machthunger, Geltungsdrang oder dergleichen? Wer diese als Teil der eigenen Identität erkannt hat, dem kann man ja nicht raten, sie authentisch auszuleben ...

Solche extremen Grundbedürfnisse sind in den meisten Fällen durch einen Mangel in ihrer ursprünglichen Befriedigung zu erklären. Wenn ich zum Beispiel lange Zeit das Gefühl hatte, von anderen kleingemacht zu werden, ist es möglich, dass ich das Bedürfnis

„Ich sehe eine gesellschaftliche Herausforderung darin, jedem und jeder Einzelnen ein Maximum an Wachstumschancen zu ermöglichen.“

entwickle, andere wiederum kleinzumachen. Oder wenn ich jahrelang geglaubt habe, von meinen Eltern nicht gesehen zu werden, wird mein Wunsch nach Anerkennung später vielleicht umso stärker. Solche Zusammenhänge zu verstehen, ist wichtig, um sich weiterzuentwickeln. Es handelt sich also in solchen Fällen oft um noch nicht gereifte Bedürfnisse, die im Laufe des Lebens als solche erkannt und ein Stück weit abgerundet werden sollten. **Sie forschen an der Universität Erlangen seit Jahren zur sogenannten motivationalen Kongruenz. Was genau ist damit gemeint? Und wie hängt diese mit unserer Vorstellung von Authentizität zusammen?**

Der Begriff der motivationalen Kongruenz fußt auf Erkenntnissen aus dem sogenannten Bildgeschichtenverfahren, bei dem Probanden aufgefor-

dert werden, zu vorgegebenen Bildern kurze Geschichten aufzuschreiben. Sehr vereinfacht ausgedrückt, lässt sich anhand bestimmter Begriffe und mit entsprechenden Kodierungen in diesen Geschichten feststellen, welche Motive und Bedürfnisse die jeweilige Person hat. Dabei gelingt – und das ist das Entscheidende – eine Differenzierung zwischen den expliziten und den impliziten Bedürfnissen. Explizite Bedürfnisse sind das, was die Personen über sich sagen, zum Beispiel: „Macht zu haben, ist mir wichtig“. Implizite Bedürfnisse hingegen sind für viele schlecht in Worte zu fassen, auch weil sie häufig mit den Vorstellungen von sich selbst korrelieren. Sie finden oft auf einer unbewussten Ebene statt, und wir drücken sie dann gerne in Fantasiegeschichten aus, wo sie dann aber gut messbar sind. So kann sich jemand als leistungsorientiert und ehrgeizig beschreiben, aber implizit zum Beispiel gar nicht daran interessiert sein, Karriere zu machen. Stattdessen handelt es sich vielleicht nur um die Erwartungen der Eltern, denen man es recht machen möchte. Von motivationaler Kongruenz sprechen wir in der Forschung hingegen, wenn das Bild von den eigenen Bedürfnissen auch tatsächlich diesen impliziten Bedürfnissen entspricht. Hierin könnte man eine Form von Authentizität sehen.

Wie finde ich denn heraus, ob meine selbstgesteckten Ziele, meine impliziten Bedürfnisse, zu meiner Persönlichkeit passen?

Hier hilft es, wenn ich mich – sofern das möglich ist – von den äußeren Einflüssen eine Zeit lang löse und meine Zukunft antizipiere. Dabei ist ein emotionaler oder auch sinnlicher Zugang sehr ratsam, um den eigenen Bedürfnissen auf die Schliche zu kommen. Ich könnte mich zum Beispiel fragen: Wie würde es sich für mich anfühlen, wenn ich diesen oder jenen Beruf oder eine bestimmte Karrierestufe erreicht hätte? Oder: Wie würde es mir beispielsweise gehen, als Lehrer jeden Tag vor 30 Schulkindern zu stehen

oder Abteilungsleiterin in meiner Firma zu sein – würde mir das Freude machen? Für die Exploration solcher Fragen sollte ich mir unbedingt ausreichend Zeit nehmen. Manchmal hilft es, wenn ich mir dabei eine gewisse Bockigkeit zulege und mich von den Erwartungen anderer und von dem, was diese mir einflüstern, freimache. So verschaffe ich mir Freiraum, um in mir selber nachzuspüren, ob etwas passt oder nicht. Das alles ist selbstverständlich nicht einfach und auch nicht immer machbar, denn wir haben ja alle auch unsere Verpflichtungen im Leben und sind in gewisse Strukturen eingebunden. Mein Umfeld kann mir also in diesem Prozess nicht völlig gleichgültig sein. Aber im Idealfall tut es mir gut und bestärkt mich auf meinem Weg.

Der von Ihnen beschriebene Prozess, zu einer authentischen Persönlichkeit

zu finden, klingt nach einer sehr dringlichen Angelegenheit.

Das ist es meiner Ansicht nach auch. Wir Menschen gewöhnen uns schnell an alles Mögliche: an einen miesen Job, eine Beziehung, die uns keine Liebe bringt, eine Umgebung, die uns krank macht ... Gleichzeitig sollten wir uns aber klarmachen, dass wir mit positiven Gefühlen genau auf die Dinge reagieren, die uns am besten überleben lassen! Ich finde, das sollte uns zu denken geben – und uns vor allem dazu auffordern, unser Leben und unsere wirklichen Bedürfnisse regelmäßig auf den Prüfstand zu stellen. Wir dürfen uns also gönnen, dem nachzugehen, was uns Freude macht. Denn wenn wir es nicht tun, laufen wir Gefahr, uns zu verrennen und ein Leben zu leben, das uns nicht authentisch und selbst gegenüber sein lässt. Ich sehe geradezu eine gesellschaftliche Herausfor-

derung darin, diesen Prozess der Persönlichkeitsentwicklung zu fördern und jedem und jeder Einzelnen ein Maximum an Wachstumschancen zu ermöglichen. Auch ich versuche das im Austausch mit meinen Studierenden regelmäßig zu tun. Indem ich ihnen etwa sage, dass sie zwar bislang gelernt haben, dass das Leben kein Ponyhof ist, dass es aber für den Rest ihres Lebens ihre Aufgabe ist, diesen Ponyhof so oft wie möglich aufzusuchen. ♦



Elena Winter ist freie Journalistin und Autorin.

Foto: privat

ANZEIGE

Die neue Dimension im Coaching

Starte jetzt Deine Systemische Business Coach Ausbildung

Wir haben Coaching weitergedacht. Denn die Formen unserer Zusammenarbeit ändern sich. Auf Grundlage der neuesten Erkenntnisse in Bezug auf Leadership, Resilienz, Verhaltensforschung, Krisenbewältigung und den Einflüssen der künstlichen Intelligenz haben wir daher am Institut für Coaching und Leadership unsere Praxisausbildungen konzipiert – mit Hochschulzertifikat.

**Nächste
Starttermine:
Mai & Oktober
2026**



coaching.quadrigo-hochschule.com

Quadrigo
Hochschule



Jetzt individuellen Beratungstermin vereinbaren!

Podcast-Moderation für Cohausz & Florack – Patent- und Rechtsanwälte



Das Rad muss man nicht neu erfinden. Aber vielleicht den Helm?
Podcast zum Thema Fahrrad-Airbag aus der Reihe „Erfindungen und Ideen“

→ [Anhören](#)



Über Innovationen, die buchstäblich den Wind einfangen
Podcast zum Thema Kitesurfen aus der Reihe „Erfindungen und Ideen“

→ [Anhören](#)

Charakter-Entwicklung für meinen Roman „So der Sohn“



So der Sohn
(erschienen 2025 im Mury Salzmann Verlag)

Auszug aus der Verlagsseite:
Hier haben die vielfach literarisierten Mütter einmal Pause: Mit sprachlicher wie psychologischer Treffsicherheit serviert uns die Autorin das Kammerspiel einer toxischen Vater-Sohn-Beziehung.

→ [zur Verlagsseite](#)
→ [zu meiner Website](#) (mit Leseprobe)